

# Bücherbesprechungen = Comptes rendus

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Asiatische Studien : Zeitschrift der Schweizerischen  
Asiengesellschaft = Études asiatiques : revue de la Société  
Suisse-Asie**

Band (Jahr): **7 (1953)**

Heft 3-4

PDF erstellt am: **25.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## BÜCHERBESPRECHUNGEN · COMPTES RENDUS

AGNES GEIJER, *Oriental Textiles in Sweden*. 140 Seiten, 86 Seiten Abbildungen, 18 Farbtafeln, 8°. Kopenhagen, Rosenkilde and Bagger, 1951.

Erzeugnisse der textilen Künste bleiben für gewöhnlich außerhalb des Blickfelds asienkundlicher Forschung, ähnlich wie die europäische Archäologie und Kunstgeschichte nur sehr zögernd sich diesem vielleicht wichtigsten Zweig angewandter Kunst zu widmen beginnt. Dabei vermag gerade das Studium von Textilien Aufschlüsse zu geben, die über den Gegenstand hinausweisen: Textilien sind nicht nur mit dem künstlerischen und kulturellen Leben der Völker eng verknüpft, sondern auch mit der Entwicklung der handwerklichen und gewerblichen Techniken, mit dem wirtschaftlichen und sozialen Leben, und manchmal selbst mit dem politischen. Wir wissen, daß die textilen Künste im ganzen asiatischen Bereich eine gewaltige Rolle gespielt haben und daß in vielen Epochen orientalische Gewebe in Europa ein begehrter Artikel waren. Gewebe aus dem Osten haben in zahlreichen Impulsen das abendländische Formschaffen beeinflußt; die europäische Textilkunst verdankt dem Orient Entscheidendes.

Ein gewaltiger Fundus asiatischer Textilien befindet sich in europäischem und amerikanischem Besitz. Lassen sich Herkunft und Technik meist verhältnismäßig leicht bestimmen, so kann die Datierung gewöhnlich nur in der Form eines stilkritischen Annäherungswertes gesucht werden, wenigstens solange für die technische Untersuchung historischer Gewebe noch zu wenig Erfahrungen vorliegen. Für die Geschichte der Textilkunst, vor allem die Erforschung der oft wechselseitigen Einflüsse, sind die (vielfach noch umstrittenen) Datierungen von zentraler Bedeutung. Hier führt die vorliegende Publikation der schwedischen Textilhistorikerin Agnes Geijer einen entscheidenden Schritt voran.

Langjährige Beschäftigung mit den schwedischen Textilbeständen ließ Agnes Geijer erkennen, daß Schweden nicht nur orientalische Textilien in großer Zahl und von teilweise einzigartiger Qualität besitzt, sondern daß viele dieser Stoffe genau datiert oder annähernd datierbar sind, im Gegensatz zu den meisten orientalischen Textilien in andern Ländern. Diese wichtige Feststellung wurde zum Ausgangspunkt eines Corpus datierbarer orientalischer Textilien in Schweden, wobei nur solche Objekte berücksichtigt wurden, die neu oder mindestens gebrauchsfähig waren, als sie nach Schweden kamen. Alle in jüngerer Zeit als Antiquitäten nach Schweden gelangten Stücke blieben unberücksichtigt.

Daß Schweden so viele datierte oder verhältnismäßig gut datierbare orientalische Gewebe besitzt, hat besondere Gründe. Zwei Umständen zunächst verdankt es den einzigartigen Schatz mittelalterlicher Textilien in seinen Kirchen: Der Unversehrtheit des Landes von Kriegen und der toleranten Haltung der Reformation. Mittel-

alterliche Textilbestände sind in Schweden seit je mit großer Sorgfalt gehütet und gepflegt worden. Wenn sich darunter bedeutende orientalische Stücke befinden, so hängt dies zusammen mit den seit der Vikerzeit immer wieder unternommenen Expeditionen nach Osten und mit den in mannigfaltiger Form durch die Jahrhunderte sich ziehenden wirtschaftlichen und diplomatischen Beziehungen Schwedens zum Orient via Rußland. Über diese seit dem 9. Jahrhundert belegten Beziehungen orientiert die grundlegende Untersuchung von T. J. Arne, *La Suède et l'Orient* (Uppsala 1914).

Agnes Geijer faßt im ersten Teil ihrer Untersuchungen diese für das west-östliche Verhältnis aufschlußreichen schwedischen Beziehungen zum Orient knapp zusammen, wobei vor allem der Orienthandel über Rußland im 16. und 17. Jahrhundert eingehend beleuchtet wird. Mit Recht erfährt dabei der «Kurze Unterricht von den russischen Commerciens» eine Würdigung, den Johann Philipp Kilburger als Teilnehmer der schwedischen Expedition von 1673/74 verfaßt hat. Aus dieser Quelle wird besonders deutlich, wie über Moskau sich die Fäden nach Persien, ja bis nach China spinnen. Agnes Geijer greift in ihrer Übersicht über die schwedische Orientpolitik, die vorwiegend im Dienste des Orienthandels stand, vor allem die Punkte heraus, welche Aufschluß über den reichen orientalischen Textilbesitz in Schweden geben. Als Handelsware vor allem, als Kriegsbeute und häufiger als diplomatische Geschenke sind die Gewebe nach Schweden gelangt. Bei kirchlichen Textilien (Gewändern, Altardecken u. a.) ließ sich vielfach das Datum der Schenkung durch eine hochstehende Persönlichkeit feststellen, so daß für die Gewebe ein terminus ante quem gegeben ist. In andern Fällen ist die Datierung präziser: so für fürstliche Geschenke, bei denen anzunehmen ist, daß sie bei der Übergabe neu oder fast neu waren. Hervorragende Beispiele dafür sind etwa die bestickte türkische Schabracke, die 1626 Gustav Adolf geschenkt wurde, das persische Samtbrotat-Gewand, das Königin Christine 1644 vom Zaren anlässlich ihrer Thronbesteigung erhielt, das Prunkzelt des türkischen Oberbefehlshabers, das 1686 bei der Erstürmung von Ofen in schwedische Hand fiel. Hierher gehören auch die 1700–1709 von Karl XII. erbeuteten russischen Banner aus chinesischem Seidendamast. Als besonders reizvolle, genau datierte Gruppe erweisen sich die persischen, krim-tatarischen und türkischen textilen «Briefumschläge», die in großer Zahl in schwedischen Archiven erhalten sind.

Im Hauptteil ihrer Ausführungen gibt Agnes Geijer eine systematische Übersicht orientalischer Textilien in Schweden, geordnet nach Seidengeweben, schweren und leichten Stickereien, Teppichen. Diese kenntnisreichen, vor allem für den Textilspezialisten ergiebigen Ausführungen sind begleitet von einem kritischen Katalog, der 170 Nummern umfaßt. Zeitlich liegen die erfaßten Objekte zwischen dem 10. und dem 18. Jahrhundert: Den Auftakt bildet das als Kopftracht in einem Grab der Vikerstadt Birka gefundene chinesische Seidenfragment des 9. Jahrhunderts (dem

<sup>s</sup>og. Han-Typ zugehörig). Es leitet den Abschnitt über mittelalterliche ostasiatische Gewebe ein, der eine kleine, jedoch ziemlich genau datierbare Gruppe aufschlußreicher chinesischer Seidendamaste und -brokate umfaßt. Eine zweite Gruppe bilden gut erhaltene, ihrer Musterung wegen interessante chinesische Seidendamaste des 17. Jahrhunderts, eine dritte erlesene persische Seiden- und vor allem Samtbrokate des 17. Jahrhunderts. Besonders glanzvoll ist der Bestand an dekorativ und farbig reich gemusterten kleinasiatischen Brokaten des 15. bis 18. Jahrhunderts, deren auch technologisch eingehende Besprechung eine bisher empfindliche Lücke der Literatur schließt. Ähnliches gilt für die krim-tatarischen Briefumschläge des 17. Jahrhunderts, deren Webetechnik ohne Parallele ist. Eine eingehendere Bearbeitung dieser krim-tatarischen Briefumschläge, deren Inhalte übrigens interessantes Licht auf die diplomatischen Beziehungen Schwedens zur Krim werfen, ist einer Sonderpublikation vorbehalten.

Die den Nadelarbeiten des Orients gewidmeten Abschnitte behandeln ein bisher nur wenig erforschtes Gebiet der Textilkunst. Hier sind es vorwiegend Persien, Indien und die Türkei, die als Herkunftsländer im Vordergrund stehen. Vor allem die leichten farbigen Stickereien auf Baumwolle, Seide oder Leinenbattist (sie dienten in Schweden teils als Kelchdecken, teils als modische Accessoires) nehmen breiten Raum ein. Sie geben der Autorin zu zahlreichen grundsätzlichen Bemerkungen stilkritischer und technischer Art Anlaß. Die bereits gut publizierten Orientteppiche erfahren nur summarische Behandlung.

Agnes Geijers gewichtige Publikation ist in erster Linie dem Textilspezialisten willkommen und wertvoll. Sie greift jedoch über das Spezielle weit hinaus ins allgemein Interessierende. Denn gerade die Einordnung dieser orientalischen Gewebe in geschichtliche Zusammenhänge und wirtschaftspolitische Konstellationen verdichtet unsere noch schwache Vorstellung der jahrhundertealten Beziehungen zwischen Europa und Asien nicht unwesentlich. Durch diese so mannigfaltigen Gewebe (sowohl in den Farbtafeln wie in den Schwarz-Weiß-Abbildungen vorzüglich reproduziert) schimmert das Bild einer lebensvollen Kommunikation zwischen Ost und West.

W. ROTZLER

*Handbuch des Sanskrit*, von A. THUMB, II. Teil: Texte und Glossar. 2., erweiterte und völlig neu bearbeitete Auflage von R. HAUSCHILD. XII + 356 Seiten, 8°. Heidelberg, Carl Winter, 1953.

Das Bekanntwerden des Sanskrit gab vor 150 Jahren den Anstoß zur indogermanischen (idg.) Sprachvergleichung. Die mehr sprachhistorische Betrachtung der zu den Einzelsprachen führenden Umgestaltungen fand für das Altindische vor 50 Jahren in Thumbs Handbuch eine brauchbare und konkurrenzlose Behandlung. Die für praktische Lehrzwecke beigegebene Textauswahl enttäuschte durch philologische



Sorglosigkeit. – Nun liegt von einer Neuausgabe erst der weniger dringend ersehnte zweite Teil vor. Die Lesestücke, an Umfang verdoppelt, bringen neu Abschnitte aus Manus Gesetzbuch, *Gîtāgovinda*, *Nala*, *Bhagavadgîtâ*, *Aṣṭāvakraġîtâ*, sowie Śankara's Gebet an Bhavânî, die Gattin des Bhava-Śiva. Mit den letztgenannten religiösen Texten des Hinduismus wird also ein bedeutender Zweig der vielgestaltigen Sanskritliteratur in Proben auch dem Anfänger zugänglich gemacht. Philologisch sind die Texte zuverlässig wiedergegeben; auch die sonstigen Angaben sind nun ausführlicher und auf die Bedürfnisse von werdenden Sanskritisten ausgerichtet.

Die Textproben sind in großen Nāgarî-Typen gedruckt; das Glossar verwendet nur die lat. Umschrift, aber es folgt, wie es sich gehört, der Reihenfolge des indischen Alphabets. Hier im Glossar, auf das H. sehr viel Sorgfalt verwendet hat, kommt nun die sprachwissenschaftliche Betrachtung ausführlich zum Wort; im ganzen ist sie besonnen und zuverlässig<sup>1</sup>. Die Kritik soll nur ein paar methodologisch wichtige Punkte berühren. Morphologisch ist *ānu-vrata-* ‚gehorsam‘ eine Adjektivierung von rigved. *ānu vratām* ‚gemäß dem Gelübde‘ (Wackernagel *Ai. Gr.* II 1, 302); *saṃjñita-* ‚benannt‘ setzt kein idg. Ptc. pass. fort, es ist, wie auch *vighnita-* ‚gehemmt‘, eine junge *-ita-* Ableitung vom Typus *puṣpita-*, Grundwörter sind *saṃjñā* ‚Benennung‘, *vighna-* ‚Hindernis‘, *puṣpa-* ‚Blume‘; und prs. *vighnayati* ‚hemmt‘ ist Rückableitung aus *vighnita-*, ähnlich Wz. *gup* aus *gopayati* (vgl. *Indog. Forsch.* 57, 207. 214. 220).

Über das Altindische hinaus führt die Etymologie. Die ableitungsmäßige Herkunft altertümlischer Wörter wird angegeben durch Zurückführung auf idg. «Wurzeln», deren Existenz mit Ableitungen in anderen idg. Sprachen belegt wird. Das ist an sich in Ordnung; aber «Etymologie» hat daneben auch die einem altindischen Wort entsprechenden Wörter der verwandten Sprachen anzuführen, um die sprachgeschichtlich wichtigen sog. Erbwörter oder Wortgleichungen sichtbar zu machen. Leider verdeckt die – in der Indogermanistik übrigens allgemein übliche – Form der Darstellung mit der Vorausnahme der Wurzel gerade die Wortgleichungen und das Morphologische. Bei der virtuellen Einheit des Indoiranischen sollten die Wortgleichungen nur dieser beiden Sprachen (z. B. *uṣṭra-*, *vajra-*, *Indra-*, *aśnoti*) der doch meist dubiösen Wurzelangabe und der etymologischen Diskussion vorausgehen<sup>2</sup>: die Wortgleichungen haben eine größere Dignität und Solidität als die Wurzeln. Entsprechendes gilt für die Anordnung der Belege von Wurzeln mit und ohne Determinativ; das Durcheinander unter *kaṇṭaka-* mit Ableitungen von *qert* und von *qer* ist unbefriedigend.

1. Unter *antara-* sind die idg. *\*anteros* ‚anderer‘ und *\*enteros* (lat. *inter-ior*) ‚innerer‘ vermerkt.

2. Wichtige iranische Entsprechungen sind gar nicht verzeichnet, so zu *satya-* ‚wahr‘, *sant-sat-* ‚gut‘ (superl. ai. *sattama-* gleich altiran. *hastama-*).

Riskante etymologische Kombinationen wie die unter *anya-* ‚anderer‘, *kapi-* ‚Affe‘, *vyadh* ‚durchbohren‘<sup>3</sup> können den Anfänger nur irreführen, erst recht die Vorführung von zwei oder drei oder (unter *lavāṇa-* ‚Salz‘) gar vier Etymologien. Negativ mag er daraus wohl lernen, daß die Technik der heute geübten Etymologie mühelos imstande ist, für jedes Wort im Notfall mehrere lautlich mögliche Etymologien zu liefern, was die Unzuverlässigkeit der Ergebnisse beleuchtet.

In diesem Glossar wird erstmals ernsthaft mit Lehnwörtern aus Substratsprachen (Dravida, Munda, Austro-asiatisch) gerechnet, wobei sich H. der Beratung durch M. Mayrhofer, den Vorkämpfer solcher Betrachtung, erfreute. Es ist ja a priori unwahrscheinlich, daß Gegenstandswörter wie *tâmbûla-* ‚Betel‘, *makara-* ‚Krokodil‘, *padma-* ‚Lotus‘ indogermanischer Herkunft seien. Nur sind leider die autochthonen Sprachen Indiens im allgemeinen zu spät bezeugt und auch sprachhistorisch zu wenig durchforscht, um zuverlässige Anknüpfungen zu gestatten. Das für solche Herleitung benutzte Argument zahlreicher lautlicher Wechselformen, etwa unter *baḍīsa-* ‚Angel‘, *mṛṇāla-* ‚Lotusfaser‘, ist nicht durchschlagend: auch bei den Erbwörtern trifft man die gleiche Erscheinung in den Prâkrits.

Sosehr man es begrüßt, daß H. durch seine völlige Neubearbeitung die Bande zwischen indischer Philologie und Indogermanistik neu zu knüpfen sucht, und so sehr man es anerkennt, daß er auf dem unsicheren Boden der Etymologie sich um zuverlässige Grundlagen bemüht, so hat er doch wohl dem Anfänger mit seinen Erläuterungen zuviel zugemutet. Aber ein endgültiges Urteil wird man erst nach dem Erscheinen der Grammatik fällen können.

M. LEUMANN

WOLFRAM EBERHARD, *Conquerors and Rulers. Social forces in Medieval China*. XI + 129 pp., 8°. Leiden, E. J. Brill, 1952.

Ce volume contient quatre articles, en partie déjà publiés ailleurs, coiffés d'un «chapeau»: deux chapitres consacrés aux étapes de l'évolution de la société chinoise. C'est en vérité une sorte de règlement de comptes. K. A. Wittfogel, témoin principal dans le procès retentissant contre le professeur Owen Lattimore, avait malmené dans un compte rendu la *History of China* de l'auteur<sup>1</sup>. Celui-ci cite maintenant tout le long de ce livre, habilement et complaisamment, d'anciens articles de Wittfogel souvent parus dans des revues communistes – chose peu recommandable dans l'Amérique du sénateur McCarthy. La querelle peut toutefois intéresser un public plus large, puisque il y va de l'interprétation de l'histoire de la Chine.

A la «société orientale» basée sur la bureaucratie hydraulique, théorie élaborée par Wittfogel, E. oppose sa thèse sur une «société gentry». Remarquons tout de

3. Wz. entweder *wyedh* oder *weidh* oder *wi-dhê*, aber nicht alles zusammen. Man kann ein idg. *\*widhewâ* ‚Witwe‘, aber kein *\*widhewos* ‚getrennt‘ erschließen.

1. *Artibus Asiae* XIII, N° 1–2, Ascona 1950.

suite que ces deux opinions aboutissent également à une interprétation de la société chinoise comme représentant une formation sociale *sui generis*; vue juste et fondamentalement opposée à la doctrine communiste officielle datant des années 1927 à 1929 où la coalition des communistes avec le Kouo-min-tang – désastreuse pour les premiers – avait imposé aux staliniens une justification théorique: étant donnée l'étape actuelle de la révolution *bourgeoise*, la structure du pays ne pouvait être selon le schéma marxiste classique que *féodale*.

E. développe d'abord ses vues fort hypothétiques<sup>2</sup> sur le passage de la Chine antique du féodalisme au *système gentry*, c'est-à-dire à une société dirigée par la classe dominante des propriétaires-fonctionnaires-lettrés. Si l'analyse de cette classe sociale peut être considérée comme *grosso modo* réussie – sans être assez fouillée et sans mettre en relief le point décisif: sa *fonction* politique et économique –, la genèse de la couche des bureaucrates-lettrés manque de clarté. On est quelquefois gêné par des suppositions gratuites ou des développements quelque peu simplistes, comme le passage suivant:

The use of this new type of army [“natives” as foot-soldiers, side by side with the army of bondsmen-charioteers], over which the lord [quel seigneur?] had complete and direct control, increased his power and led ultimately to the end of the armies of bondsmen, thereby to the disappearance of this whole group [lequel?], and of the feudal set-up. ... The lord [lequel? E. nous dit, p. 9: “We can now simply speak of ‘lords’, meaning the Chou king as well as his de jure vassals, the dukes, counts, vice counts, etc. of the Chou empire.”], relying upon his new “popular” army could consciously fight against the remnants of the old nobility and [!] upper class and systematically destroy it by atomizing the society (p. 12).

Sur la même page l'empereur Ts'in Che-houang nous est présenté comme le seul empereur chinois «qui peut être appelé un despote»! Ou bien les mots n'ont aucun sens ou bien l'auteur se figure le despotisme comme le régime d'une seule et unique personne. Son argument pour prouver «l'échec de l'expérience» du Premier Empereur ne peut en aucun cas tenir lieu d'une «raison sociologique»: «conquest of non-Chinese territories was possible only for the feudal lords on the periphery of China proper». Car cette phrase contient plusieurs erreurs. D'abord, «l'expérience» de Ts'in Che-houang n'a nullement échoué (les Han établiront avec succès la «société gentry» sur les bases mêmes créées par cet empereur); ensuite, un des facteurs principaux qui ont rendu l'expérience possible, était l'annihilation du féodalisme, précisément grâce au pouvoir étatique centralisé du Ts'in, Etat périphérique et hostile aux féodaux. Cependant, pris à la lettre, l'argument devient encore plus faux; en effet, la chute momentanée du nouveau régime fut le résultat de la coalition passagère des paysans, révoltés contre les corvées inhumaines, et des barons, frustrés de leurs privilèges.

En donnant la caractéristique de la nouvelle classe dominante (pp. 13 à 16), l'au-

2. On confrontera les suppositions sur le système agraire *tsing-t'ien* avec d'autres opinions, rapportées par Yang Lien-shêng dans le *Harvard Journal of Asiatic Studies* 13 (1950), 531-542.

teur met en relief son monopole d'éducation et désigne comme le secret du pouvoir de la gentry, sa double base : propriété foncière à la campagne, en tant que base économique, et dans la ville – on s'attendrait maintenant à la révélation du secret : la *fonction politique* – les loisirs et les intrigues. Or, si la lutte intestine de la gentry avait joué un rôle aussi grand (démesuré à mon avis) en réalité que dans ce livre, il faudrait l'expliquer. Mais E. dit : «the problem of the overthrow of one gentry-clique by another is sociologically not too interesting» (p. 65). Quoi qu'il en soit, si elle n'avait consisté qu'en luttes et querelles de clans concurrents, l'histoire de la Chine perdrait tout intérêt. Finalement, l'auteur donne sa périodisation du «moyen âge» de l'histoire chinoise (allant de 200 av. J.-C. jusqu'aux XI<sup>e</sup>–XIII<sup>e</sup> siècles). Il y aurait là matière à discussion ; mais ce n'est pas le moindre mérite de ce mince volume que d'irriter parfois l'esprit et susciter la controverse.

Quelques remarques suffiront sur le deuxième chapitre, consacré à la démolition de la thèse Wittfogelienne. Certes, la nécessité de régler les cours d'eau, de construire des barrages, de planifier l'irrigation, n'explique pas tout, loin de là. Mais c'est pousser la polémique un peu trop loin que de nier l'importance d'un gouvernement central. La thèse sur une administration locale presque entièrement indépendante, d'une structure presque entièrement féodale (soutenue au moins pour l'époque des Han, p. 28 et suiv.), ébranlerait la théorie d'une «société gentry», étape nouvelle de l'évolution sociale, nettement distincte du féodalisme. Heureusement, E. admet lui-même que les conquérants barbares au III<sup>e</sup> siècle de notre ère «found a working system of communications and therefore an efficient [!] central [!!] administration which they could take over» (p. 34). Eberhard souligne à juste titre l'importance des communications fluviales. Cependant son essai polémique de prouver que l'irrigation est une affaire purement locale est peu convaincant pour les raisons suivantes : 1) le matériel apporté est tout à fait insuffisant ; 2) la plupart des cas cités parlent de *fonctionnaires* locaux (représentants du gouvernement central) ; 3) dans ses conclusions E. dit lui-même que les fonctionnaires du district, poussés par la gentry locale à entreprendre des constructions, «had easier means of organizing labor than the gentry had» (p. 38) ; 4) c'est précisément le point décisif : même si l'auteur avait raison sur le chapitre de l'irrigation, cela ne changerait rien à l'importance des *travaux publics* en général (canaux, routes, transports, Grande Muraille, colonies militaires et agricoles, etc.) et de l'organisation, de la supervision, de l'encadrement de la main-d'œuvre, en particulier. Une analyse plus approfondie montre en tout cas qu'il faut être prudent quand on essaye d'apprécier le rapport entre l'administration centrale et les organes de l'autonomie locale.

On ne peut qu'approuver E. lorsqu'il dit que nous avons urgemment besoin d'une étude plus serrée de la ville chinoise. Je suivrai moins l'auteur affirmant que la colonisation du Sud a été commencée par les marchands et que «as soon as a greater Chinese colonial population had come into existence, the community felt the need



for protection, and thus new walled cities came into existence » (pp. 44-45). Il me semble que plus précaire qu'était l'existence des îlots chinois dans la mer d'une population indigène insoumise, plus ils avaient besoin d'une protection militaire.

La première partie du livre se clôt sur une revue utile et très instructive des récentes théories des historiens chinois d'obédience « marxiste ». Ces constructions, où le doctrinaire préconçu le dispute à l'arbitraire, prouvent une fois de plus que les spéculations foisonnent le mieux dans un terrain dépourvu de l'engrais des connaissances solides.

La seconde moitié du livre est consacrée à l'analyse d'exemples historiques, presque tous choisis dans l'époque mouvementée et transitoire du X<sup>e</sup> siècle, destinés à illustrer le caractère « gentry » de la société chinoise médiévale. La « Formation d'une nouvelle dynastie » étudie le cas d'une dynastie dont le fondateur, chef d'une révolte paysanne, sortit victorieux de la lutte des bandes rivales. Si les étapes de la progression des jacqueries sont bien schématisées (pp. 62-63), on s'étonnera de voir un connaisseur averti de l'époque nier, quant à leur genèse, l'importance du facteur économique (crise agraire, évasion des contribuables, p. 54).

« Patterns of nomadic rule » contient de nombreux passages intéressants sur les invasions barbares (pourquoi les conquérants préférèrent aux fonctionnaires chinois des administrateurs étrangers, sans attaches familiales, p. 80 ; une note, p. 81, met dans le même panier les chefs barbares qui déguisent leur superstition chamaniste, et leurs serviteurs bouddhistes qui, pour les flatter, se parent au contraire du chamanisme). Il est cependant étrange de constater l'absence du féodalisme dans tout ce chapitre qui, selon la thèse même de l'auteur : féodalisme égale société stratifiée d'une classe nomade dominante et d'une classe agraire dominée (p. 25), en devrait illustrer les modalités. Ici, une clarification des concepts s'impose. Les Sien-pi, par exemple, appartiennent tantôt au « type mongol » de l'organisation sociale, tantôt ils sont caractérisés comme « pure horsemen », ce qui les classerait d'après les critères de l'auteur dans la catégorie du « type turc » ; et où mettre la société « nomade tribale pastorale », « féodale » ou « aristocratique », des Huns du II<sup>e</sup> siècle avant notre ère (pp. 73-74) ? On y trouve cependant des remarques fort pertinentes sur la formation et la dissolution des fédérations tribales et des empires barbares, sur leur reconstitution, sur la militarisation de l'organisation tribale, etc. Si l'auteur était toujours resté fidèle à son excellent principe (énoncé p. 68) : « We should always keep in mind that differences of race, nationality and language played no role in these nomadic empires », il aurait évité le travers de voir partout des choses turques. Ainsi, les diplômes en deux parties en fer, prétendus d'origine turque (« iron bulls », pp. 98-99), sont bel et bien une ancienne institution chinoise, remontant au début des Han ; de même, les bulletins de victoire, loin d'être une invention des T'o-pa ou des Turcs, datent des Han<sup>3</sup>. Pourquoi mentionner les fauconniers des Turcs Cha-

3. Voir R. des Rotours, « Les insignes en deux parties », *T'oung Pao* 1952, 87, et, du même au-



t'o, si les Chinois, les Mongols, les K'i-tan, et, ma foi, bien d'autres peuples ont également connu la chasse au faucon ? Et les empereurs aux abois qui distribuèrent à leurs troupes révoltées des monnaies du trésor, avaient certainement d'autres soucis que d'imiter la coutume nomade de distribuer le butin (pp. 96-97). Que les Turcs jouent un rôle prépondérant dans des articles publiés en Turquie, on le comprend. Mais il est imprudent de chercher et, forcément, de trouver les origines des institutions d'une ancienne haute civilisation dans les mœurs de peuplades nomades. La sinologie du XIX<sup>e</sup> siècle a déjà commis assez de péchés dans ce domaine.

Relevons encore la conclusion qui s'impose en lisant le dernier chapitre sur les changements dans la structure de la classe dominante à l'époque des Cinq Dynasties (900-960). Sur 88 grandes familles, 40 familles, donc presque la moitié, appartenaient à la nouvelle gentry (p. 119). Toutes ces nouvelles familles «became important by pure violence, either as soldiers in the regular or irregular army, or as members of a successful gang» (p. 120): encore un argument de taille contre la tenace légende de la démocratie du système des examens.

Je regrette de le dire, mais en lisant ce livre on n'arrive pas à se défaire d'une fâcheuse impression du bâclé, impression renforcée par les nombreuses fautes d'impression<sup>4</sup>. Il ne suffit pas de publier des fiches hâtivement rassemblées – sans les caractères chinois, même le sinologue s'y perd –, pour écrire un livre, ni de les relier par quelques remarques générales (comme «sociologically speaking» ou «structurally seen») pour faire un ouvrage de sociologie.

*Vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage ...*

ETIENNE BALAZS

ACHILLES FANG, *The Chronicle of the Three Kingdoms* (220-265). Chapters 69-78 from the *Tzu-chih t'ung chien* of SSU-MA KUANG (1019-1086), translated and annotated by A. FANG, edited by GLEN W. BAXTER. Vol. I. xx + 698 pp. (Harvard-Yenching Institute Studies VI). Cambridge (Mass.), Harvard University Press, 1952.

Sans la lutte acharnée des partis politiques vers la fin du XI<sup>e</sup> siècle le «Miroir complet pour aider à gouverner» n'aurait peut-être jamais vu le jour. C'est en effet pendant sa retraite forcée que le chef évincé des conservateurs a écrit le *Tseu-tche t'ong-teur*, *Le Traité des fonctionnaires* (Leyde, 1947), p. 132; cf. pour *leou-pou*, le dictionnaire *Ts'eu-hai*, siu204.

4. Le lecteur ordinaire aura quelque peine d'identifier les Kitan, p. 100, avec les Ch'i-tan, p. 102, ou Szu-ch'uan, p. 58, avec Sihch'uan, p. 59, ou de découvrir en P. Radek le politicien bien connu Karl Radek. Il ne saura pas non plus, si la turcologue allemande s'appelle Gabein ou von Gabain, si Fan Wan-lan est identique au sinologue Fan Wen-lan, ou que l'énigmatique «ChWTSh 53:4969bb-ca» (p. 57) est un renvoi à l'édition K'ai-ming du «Chiu Wu-tai shih» (*l'Ancienne Histoire des Cinq Dynasties*), etc.

*kien*. Selon son propre aveu, Sseu-ma Kouang y employa le plus clair de ses forces. Il avait scruté toute l'histoire écrite de son temps pour en tirer des leçons d'action politique, destinées au souverain. L'empereur, qui fut le patron des novateurs, n'écouta pas les avertissements de l'historien, mais la peine du vieillard épuisé ne fut pas perdue. Le fruit de vingt années de loisirs involontaires et de labeur acharné fut la première histoire générale de la Chine, allant de la période des Royaumes Combattants jusqu'à la veille de l'époque des Song (403 avant J.-C. à 959).

Cette histoire monumentale en 294 chapitres mérite le plus grand intérêt pour différentes raisons. D'abord, elle reste jusqu'à ce jour sinon la meilleure, à coup sûr l'histoire la plus compréhensive de la Chine écrite par un seul auteur. En second lieu, elle est l'œuvre du premier historien chinois « scientifique », le premier qui fait une nette distinction entre les faits et les opinions, le premier aussi qui dit, avec références exactes (dans son « Examen des divergences », *k'ao-yi*), pourquoi il a préféré telle source à telle autre. Caractéristique de cet esprit objectif est le passage où Sseu-ma Kouang explique sa conception : « In the present book, Your Servant has limited himself to setting forth the rise and decline of different states, recording men's ups and downs and *leaving it to the readers themselves to draw lessons as to which is good and which bad, which wise and which in error, and to draw encouragement or warning therefrom. His intention is quite unlike that of the Ch'un-ch'iu, which set up the norm for praise and blame with the object of rectifying a disorderly age* » (pp. 46-47). Pourquoi et comment Sseu-ma Kouang put se permettre ce luxe libéral d'objectivité, c'est un autre problème, trop complexe pour être traité dans un compte rendu. Disons, toutefois, que l'uniformité et l'homogénéité des matériaux passés au crible de la critique confucianiste permirent à l'historien de n'assumer que rarement le rôle du justicier. Finalement, et ce n'est pas le point le moins important, toutes les histoires de la Chine en langues occidentales, sans exception, remontent directement ou, le plus souvent, indirectement (via Wieger, De Mailla, et le *T'ong-kien kang-mou*) au *Tseu-tche t'ong-kien*.

Or, aussi fécond qu'il fût, le *Tseu-tche t'ong-kien* n'est point une œuvre originale : par un procédé ingénieux, rendu possible par la structure même de la langue chinoise, Sseu-ma Kouang a compilé son histoire en mettant bout à bout dans l'ordre chronologique des extraits textuels d'ouvrages historiques originaux. Ceux-ci, officiels ou non, consistaient eux-mêmes en un choix de documents authentiques, plus ou moins liés entre eux par le récit narratif. Il est donc évident que quiconque veut étudier l'histoire pré-Song, doit remonter aux sources originales à travers la grande compilation de Sseu-ma Kouang.

C'est à ce travail immense que s'est attelé M. Fang Tche-t'ong, en se limitant sagement à l'époque des Trois Royaumes. On aura une idée assez nette et des proportions de l'œuvre de Sseu-ma Kouang et de la tâche ardue de M. Fang, si l'on précise que ce premier volume représente environ un cinquième de l'ouvrage original.

(Une traduction complète du *Tseu-tche t'ong-kien*, rêve irréalisable pour un seul traducteur, demanderait avec les notes indispensables environ 50 volumes!) Nous avons déjà dit que le «Miroir» se présente en dernière analyse comme la mise en ordre chronologique d'une immense collection de citations. M. Fang est allé à la chasse de ces «emprunts» dans les sources originales et il n'y a pour ainsi dire pas de gibier qui lui ait échappé. Ce sont les méthodes de rédaction, le choix d'un tel texte de préférence à tel autre, le changement des nuances dans le style, qui l'intéressent. Il dit lui-même dans sa préface (p. xix) : «Except for a few stray sentences, I have tracked down Ssu-ma Kuang's sources for every passage. My chief objective in undertaking the work was *Quellenforschung*; any light shed on *Realien* is incidental.»

Autant qu'on puisse regretter ce penchant pour la forme aux dépens du fond – car un peu d'économie dans les copieuses notes stylistiques aurait permis de réduire considérablement le volume et les frais de ce livre (sur 698 pages il y a seulement 270 pages ou 38 % de texte) –, il est incontestable que la méthode de M. Fang est instructive et quelquefois passionnante. Elle lui permet de nous introduire dans l'atelier même de Sseu-ma Kouang et de nous familiariser avec les procédés traditionnels des anciens historiens chinois. D'autre part, grâce à l'intérêt intrinsèque des textes et à la qualité de leur traduction, nous avons néanmoins dans ce livre le meilleur récit lisible d'une des périodes les plus intéressantes de l'histoire de la Chine.

La richesse des matériaux, le foisonnement des sujets, le pittoresque des caractères individuels, le luxe des détails et l'intérêt des idées générales exposées par les acteurs, sont trop grands pour pouvoir en montrer ici tout l'attrait. En effet, mettre en évidence la signification de l'époque mouvementée des Trois Royaumes pour les destinées de la Chine ou distiller l'essence de cette tranche d'histoire d'un quart de siècle (ce premier volume ne comprend que la période allant de l'effondrement des Han en 220 jusqu'aux premières crises de l'Etat de Wei en 245), demanderait un long essai. Il nous suffira de rappeler que le morcellement de la souveraineté nationale, l'appauvrissement général de la société chinoise après les guerres civiles, la pression constante des barbares, ainsi que la confrontation des anciennes idées avec les problèmes nouveaux, confèrent au début du III<sup>e</sup> siècle de notre ère en Chine une portée dépassant les limites étroites d'une courte période, celle du commencement d'une nouvelle époque : c'est ici que commence le moyen âge.

Dans la remarquable série des publications sinologiques du Harvard-Yenching Institute, parues ces dernières années grâce à la générosité des fonds américains (Rockefeller, etc.), c'est à notre avis une des plus utiles. Il est souhaitable que chaque bibliothèque sinologique possède ce livre et que tous les jeunes sinologues l'étudient. Le travail de l'étudiant sera grandement facilité par la profusion des caractères chinois. Espérons que le deuxième volume paraîtra bientôt et qu'il contiendra un index. S'il est permis de formuler un vœu, ce serait de reléguer les notes à la fin du volume (au lieu de les alterner avec le texte), ce qui rendra la lecture bien plus commode. ETIENNE BALAZS

*Lyrik des Ostens*. Herausgegeben v. W. GUNDERT, ANNEMARIE SCHIMMEL und W. SCHUBRING. 611 Seiten, 8°. München, C. Hanser Verlag, 1952.

Eine Sammlung, wie die vorliegende, von Gedichten aus den verschiedenen asiatischen Kulturvölkern – von Ägypten bis Japan und vom 3. vorchristlichen Jahrtausend bis in unser Jahrhundert – in Übersetzungen müssen wir auf das wärmste begrüßen. Will sie doch auf ihrer Ebene des lyrischen Erlebens und Gestaltens die Menschen des Ostens uns westlichen Menschen näherbringen, und das in Übersetzungen, die grundsätzlich nur direkte Übertragungen aus den Ursprachen, also wissenschaftlich-philologisch wohlbegründet sind, aber gleichzeitig den Anforderungen eines dichterischen deutschen Sprachausdrucks, und das heißt auch den Ansprüchen weiterer gebildeter Leserkreise, genügen. Gerade diese Zielsetzung erscheint uns äußerst verdienstvoll, wenn wir an das Entweder-Oder denken, dem wir so oft gegenüberstehen: *entweder* philologisch zuverlässige, aber von allen Musen verlassene Übersetzungen, *oder* von jeder Kenntnis der Originaltexte unbeschwerte freie Nachdichtungen.

Diese Kluft zu überwinden und das Dilemma in eine Synthese zu verwandeln, scheint in dieser Anthologie in hohem Maße gelungen zu sein. Inwiefern dabei aber ein Optimum erreicht ist, vermag ich als Sinolog nur auf dem Gebiet der chinesischen Lyrik – die immerhin in dieser Sammlung den verhältnismäßig größten Raum einnimmt – zu erörtern. Die chinesische Sprache ist so anders geartet als die indo-europäischen Sprachen, daß bei den chinesischen Gedichten die Übersetzungsprobleme besonders schwierig werden. Von ganz seltenen Ausnahmen abgesehen, die wir nur als glückliche Zufälle bezeichnen können, ist es hier noch weniger als bei Gedichten «verwandter» Sprachen möglich, in der Übersetzung sowohl dem Inhalt als auch der Form des Originals treu zu bleiben. Der Form: ich denke vorerst an den Reim. Wenn wir überlegen, daß die chinesische Dichtkunst nur 106 Reime unterscheidet, daß sich also der ganze chinesische Wortschatz auf 106 Reime verteilt, dann können wir schon rein logisch schließen, daß dem chinesischen Dichter zu jedem Wort durchschnittlich mindestens zehn- oder zwanzigmal soviel Reimwörter zur Verfügung stehen als irgendeinem indo-europäischen Dichter – und Übersetzer. Dazu gilt für so kurze, prägnante, aber meistens auch zarte Gedichte wie die beliebten Vierzeiler das Ideal, daß ihre Verse nach dem Schema a a b a reimen. Wie könnte ein Übersetzer diese chinesische Reimfülle getreu wiedergeben! In der vorliegenden Sammlung finden wir eine Reihe nach dem Schema der Originale gereimte Vierzeiler, aber mehrere Stichproben an diesen und an anderen gereimten Übertragungen, also Vergleiche mit den Originalen, haben meine Befürchtung immer wieder bestätigt: die «Reimtreue» – und manchmal mit schwachen Reimen – wird mit der Untreue am Inhalt «bezahlt». Nach meiner Überzeugung müßten wir bei der Übertragung chinesischer Gedichte auf das Reimen verzichten, um ihren Inhalt – Gedanken, Bilder, Gefühlsausdruck – um so getreuer wiederge-



ben zu können. Aber auch andere ihrer Formeigenheiten, die für sie – wenigstens in unseren Augen – noch charakteristischer sind als der Reim. So den sehr oft verwendeten, auch im Alten Orient gepflegten Parallelismus der Versglieder, der in manchen Übertragungen unserer Sammlung auch dem «Reimzwang» geopfert erscheint. Und der so typische Vierzeiler sollte eben auch in der Übertragung ein Vierzeiler bleiben, ist doch seine Form der Ausdruck seines innersten Wesens, seine Gestalt gewordene Konzeption; in den Übertragungen aber wird er gelegentlich zu einem Fünf- und einem Sechzeiler und wird oft in zwei kurze Strophen aufgeteilt. Das bringt uns schließlich noch zur Frage des Versmaßes. In diesem ist ein Kompromiß sicher unvermeidlich: der chinesische Vers besteht aus, meistens fünf oder sieben, «einsilbigen Füßen», was eine Transposition in die «Gangart» unserer Sprachen notwendig macht. Manche Kenner muß es aber doch befremden, daß mehrere Mitarbeiter der vorliegenden Anthologie eine ganze Reihe Gedichte ausgerechnet in griechisch-klassische Distichen übertragen haben.

Daß vom Grundsatz, nur direkte Übersetzungen aus den Ursprachen aufzunehmen, u. a. für Goethe eine Ausnahme gemacht wurde, scheint mir, im Gegensatz zum Herausgeber W. Gundert (S. 492), keineswegs gerechtfertigt. Goethes Nachschöpfung des Gedichtes von oder über Mei-fei (S. 283) gibt nur blaß und in allgemeinsten Ausdrücken das Motiv des Originalgedichts wieder<sup>1</sup>. Und die andere ist eine so lässige Reimerei, daß jeder Leser sie als schlechtes Gedicht beurteilen würde und daß sie schon längst dem Vergessen preisgegeben worden wäre, wenn sie nicht – von Goethe stammte. Und schließlich noch ein letzter Einwand: so hoch Laotse als Denker zu schätzen ist, so gehören seine Sprüche – vielleicht mit Ausnahme der «autobiographischen» Klage des Kapitels 20 – doch nicht in eine lyrische Anthologie. Lyrik und Philosophie sind zweierlei und haben sich jedenfalls bei Laotse nicht miteinander verbunden.

Nach diesen Vorbehalten und kritischen Bemerkungen möchte ich nun aber endlich sagen, daß diese Sammlung chinesischer Gedichte in deutschen Übertragungen, am zwiefachen Maßstab der Originaltreue und der dichterischen Wiedergabe gemessen, doch die bisher beste ihrer Art ist, die ich kenne. Und die anderen Teile der *Lyrik des Ostens*, die ebenfalls reichhaltigen Sammlungen japanischer und indischer Lyrik und die Auswahl aus der Lyrik der Türken, Perser, Araber, des alten christlichen Orients, der Hebräer, Assyrer, Babylonier und Ägypter, scheinen als Leistung dem chinesischen Teil gleichwertig zu sein. Die Nachworte der Herausgeber: Annemarie Schimmel für den «Vorderen Orient», Walther Schubring für Indien und Wilhelm Gundert, der selbst aus den von ihm betreuten lyrischen Welten zahlreiche, oft besonders gute und wohlklingende Übertragungen beige-steuert hat, für

1. Vgl. dazu die Gegenüberstellung des chinesischen Textes, einer Wort-für-Wort-Übersetzung und der englischen Übertragung von P. P. Thoms, die Goethe als Vorlage gedient hat, in meinem Buch *China in der deutschen Dichtung bis zur Klassik*, München 1939, S. 101.



China und Japan, ergänzen diese Anthologie durch vorzügliche gedrängte Charakteristiken und Geschichten der orientalischen Lyrik, ihrerseits ergänzt durch kurze Biographien der hier vertretenen Dichter, einen Quellennachweis und ein Verzeichnis der mehr als sechzig Übersetzer, die zum Worte kommen. Ihnen allen und schließlich auch dem planenden und koordinierenden Redaktor, Herbert G. Göpfert, danken wir dieses ausgezeichnete Gemeinschaftswerk. E. H. v. TSCHARNER

ALFRED KOEHN, *Japanese Classical Flower Arrangement*. 41 S., mit 33 Zeichnungen. Japanischer Einband. Rutland (Vermont, USA) – Tokyo: Tuttle, 1951.

ALFRED KOEHN, *Notes on Bonsai*. 38 S., 14 Abb. Japanischer Einband. Tokyo: Foreign Affairs Association of Japan, o. J. [1952/53].

Der durch seine zahlreichen, aus echtem Liebhaberempfinden stammenden Veröffentlichungen über japanische Blumenkunst seit langem bekannte Autor hat, nach dem Kriege aus China nach Japan zurückgekehrt, in dem Bändchen über das Ikebana 30 Beispiele von Pflanzen- und Blumenkunstwerken zusammengestellt, die die wichtigsten Stilrichtungen (rikkwa, nageire usw.) nach der Übung der Ikenobô- und der Enshû-Schule repräsentieren und uns die üblichsten Pflanzen und ihre Kombinationen in den jeweils passenden Gefäßen vorführen. Die Beispiele stammen aus japanischen Handbüchern und sind reine Umrisszeichnungen, haben also vorwiegend den Charakter technischer Anweisungen. Das volle Leben dieser Kunstwerke können sie noch weniger zeigen als andere, etwa photographische Abbildungen, aber dies Verfahren ist wenigstens das authentische, in Japan selbst gebräuchlichste. Koehn erläutert jedes Bild mit wenigen Zeilen und weist besonders auf die Symbolik der Pflanzen, auf die von ihnen angeregten Assoziationen und auf traditionelle Regeln für ihre Anordnung hin. Eine brauchbare Bibliographie der Schriften über Ikebana in abendländischen Sprachen steht am Ende.

Das Büchlein über Bonsai (japanische Zwergbäume) ist wohl das wichtigere von beiden, da es über dies Gebiet noch fast keine Literatur für westliche Interessenten gab. Auch hier spricht der Verfasser als Praktiker – er hat zusammen mit einem Japaner in Tokyo eine Bonsai-Gärtnerei und -Schule eingerichtet –, und was er über die Arten und Stile der Zwergbaumkunstwerke, über die geeigneten Pflanzenarten, ihre Fortpflanzung (nämlich durch Samen, Stecklinge, Pfropfreiser oder Ableger), über Erdmischungen, Bewässerung, Düngung, über die Methoden der Formung der Bäume berichtet und mit etlichen Abbildungen illustriert, ist ein förderlicher Beitrag zum Verständnis einer der wichtigsten, beliebtesten, charakteristischsten und von Ausländern am meisten mißverstandenen «Naturkünste» der Japaner. Das Mißverständnis besteht vor allem darin, daß die Vorliebe für diese sogenannten Zwerg-

bäume als gewichtiger Beweis für die japanische Neigung zum Kleinen, Niedlichen und Spielerischen gilt – diese Auffassung dürfte vielleicht ein Rest von «Chinoiserie» oder «Japonerie» sein –, während der Japaner gar nicht darüber staunt, wie *winzig* diese Bäume sind und was für einen Triumph die formend-begrenzende Hand des Menschen dem natürlich-freien Wachstum abgerungen hat, sondern umgekehrt darüber, was für eine urtümliche *Größe* und konzentrierte Lebenskraft, den starken wilden Naturgewächsen gleich, selbst diesen für die bescheidenen Maße des Wohnraums äußerlich verkleinerten Bäumen innewohnt; als Steigerung und Intensivierung, nicht als Verzweigung und Reduktion der Natur werden sie empfunden. (Daß «Zwergbäume» den japanischen *Garten* bevölkern, ist ja gleichfalls ein immer wiederkehrender Irrtum; sie sind wesentlich für das Tokonoma bestimmt und für den Zusammenklang mit einem Kakemono oder zum Schmuck repräsentativer Räume vor dem Hintergrund eines Wandschirms.) Über solche Dinge und über die Ästhetik des Bonsai sagt Koehn leider nichts, und gerade der Abschnitt über «Shaping and Pruning» ist recht mager; wenn sein Büchlein auch nur eine technische Beschreibung sein will – und als solche ist sie höchst willkommen –, würde ein Hinweis auf die geistigen und künstlerischen Grundlagen und Leitideen doch erst zum rechten Verständnis eben dieses Technischen führen. Vielleicht dürfen wir von dem Verfasser später ein größeres, umfassendes Werk über Bonsai erwarten?

DIETRICH SECKEL

## ERHALTENE BÜCHER · LIVRES REÇUS

- WILLY BOLLER, *Japanische Farbholzschnitte von Katsukawa Shunsho*. Orbis Pictus, Bd. 14. Bern, Hallwag, 1953.
- TH. D. CARROLL, S. J., *Account of the T'u-yü-hun in the History of the Chin Dynasty*, transl. and annot. by—. Chinese Dynastic Histories Translations, No. 4. Berkeley and Los Angeles, Univ. of California Press, 1953.
- AU CHHIENG, *Catalogue du fonds Khmer* (Bibliothèque Nationale, Département des manuscrits). Paris, Imprimerie Nationale, 1953.
- HEINRICH DUMOULIN, S. J., and RUTH FULLER SASAKI, *The Development of Chinese Zen after the Sixth Patriarch*. New York, The First Zen Institute of America, 1953.
- Ethnographische Beiträge aus der Ch'inghai Provinz (China)*, zus. gestellt v. Ch'inghai-Missionaren. Museum of Oriental Ethnology, Folklore Studies, Suppl. No. 1. «Peking» (Tokyo), The Catholic Univ. of Peking, 1952.
- OTTO FRANKE, *Erinnerungen aus zwei Welten*, Randglossen zur eigenen Lebensgeschichte. Berlin, de Gruyter, 1954.
- EDMUND FÜRHOLZER, *China, Land und Volk*. Limpert-Bild-Taschenbücher. Frankfurt a. M., W. Limpert-Verlag, 1954.
- H. GOLLOB, *Die internationale archaische Trinitas*. Wien 1953.